

Von Masha Slawinski

Es war ein Tag, der alles ändern sollte. „Oh Gott, wie lange geht es noch?“, fragte sich Brigitte Röder als Erstes, als sie 1988 die Diagnose Brustkrebs erhielt. Damals war sie 46 Jahre alt und lebte in Lankwitz. An diesem Tag brach für sie die Welt zusammen. „Weil ich nicht wusste, wie es endet“, erinnert sie sich.

36 Jahre später, an einem warmen Spätsommertag, lässt Brigitte Röder Ihre Geschichte noch einmal Revue passieren. Sie sitzt auf einer Bank im Gemeindepark von Lankwitz, dem Berliner Ortsteil, in dem sie den Großteil ihres Lebens verbracht hat. Bedächtig und mit eher leiser Stimme erzählt sie von ihrer Erfahrung als Brustkrebspatientin. Bevor sie auf eine Frage antwortet, nimmt sie sich einen Moment zum Überlegen. Manchmal werden ihre Augen feucht, wenn sie sich an die schwierige Zeit zurückerinnert, in der ihr eins besonders fehlte: Empathie. Es ist eine persönliche Geschichte über eine Krankheit, die einfach so ins Leben bricht.

Laut der Deutschen Krebsgesellschaft erkrankt bundesweit eine von acht Frauen in ihrem Leben an Brustkrebs. Mit 30 Prozent ist Brustkrebs die häufigste Form der Krebserkrankungen bei Frauen. Seit 1980 hat sich die Zahl der Brustkrebsfälle verdoppelt.

#### Kein Trost, keine klare Kommunikation

Auch wenn die Heilungschancen gut sind, handelt es sich um eine lebensbedrohliche Krankheit, an der 2020 in Deutschland 18.425 Frauen gestorben sind. Das geht aus Krebsregisterdaten des Robert Koch-Instituts hervor. 735 von ihnen waren Berlinerinnen, teilt die Senatsverwaltung für Gesundheit mit und bezieht sich dabei auf Daten vom Amt für Statistik.

Heute ist die Erkrankung, von der überwiegend Frauen betroffen sind, ausgiebig erforscht. Im Jahr 1988, als Röder ihre Diagnose erhielt, sah das noch anders aus. Nachdem sie gemerkt hatte, dass mit ihrer linken Brust etwas nicht stimmte, ging sie zum Gynäkologen. Der meinte, es könnte eine Zyste sein und schickte sie zur Biopsie, bei der ein Stück Gewebe aus ihrer Brust entnommen wurde.

Einen Tag nach der Untersuchung stand ein Ägyptenurlaub mit einer Freundin an. Sollte sie den absagen? „Ich habe die Nacht über geheult und wusste nicht, ob ich jemals im Leben nochmal die Möglichkeit habe, zu verreisen“, sagt Röder. Dieser Gedanke bewog sie dazu, den Urlaub zu machen. „Die beste Entscheidung, die ich hätte treffen können“, weiß sie heute.

Zurück in Deutschland meldete sie sich bei ihrem Gynäkologen. Er sagte ihr am Telefon, dass sie sich ein Krankenhaus aussuchen solle und ihre Unterlagen davor bei ihm abholen könne. Kein persönliches Gespräch, kein Trost und keine klare Kommunikation. „In dem Moment, als er sagte ‚ins Krankenhaus‘, war alles klar“, sagt Röder.

Mit den Unterlagen ging Röder zu ihrem Hausarzt. Er soll entsetzt von dem Vorgehen des Gynäkologen gewesen sein, und drückte den Stempel „lebensgefährlich“ in ihre Akte. Er sagte: „Pack deine Koffer, geh ins Krankenhaus und lass dich nicht mehr abwimmeln“, erinnert sie sich. Dann ging alles „ratzfatz“.



Brigitte Röder bekam 1988 die Diagnose Brustkrebs. Das Beratungsangebot und der Umgang mit der Krankheit waren damals ein anderer.

## Diagnose Brustkrebs Wie eine Überlebende Betroffenen hilft

Vier Tage nach der Diagnose wurde ihr im Krankenhaus am Hindenburgdamm ein Teil ihrer linken Brust amputiert. Dabei wurde ein dreieinhalb Zentimeter großer, kompakter Tumor entfernt. Sie bekam zwar einen Aufbau der Brust, dennoch fühle sie sich seit der Amputation manchmal unvollständig. „Es ist der sichtbare Beweis, dass etwas fehlt“, sagt Röder. In der Regel könne sie damit gut umgehen. Nur in der Sauna oder im Schwimmbad sei es gelegentlich komisch.

#### 1988 war der Umgang mit Brustkrebs ein anderer

Das Informations- und Beratungsangebot zu Brustkrebs war damals nicht gut entwickelt. Auf die Frage in der Klinik, was bei der anschließenden Chemotherapie mit ihrem Körper passiere, antwortete eine Ärztin: „Wenn ich Ihnen das sage, verstehen Sie es sowieso nicht“, erinnert sich Röder. Sie suchte sich Hilfe bei einer Psychotherapeutin, doch die Chemie stimmte nicht. Auch bei einer Selbsthilfegruppe gefiel es ihr nicht.

Dann ein Lichtblick: Wirklich geholfen habe ihr die sogenannte Mamma-Gymnastik, eine Gruppe, in der sich von Brustkrebs betroffene Frauen trafen. „Wir haben etwas für uns getan, gelacht und Spaß miteinander gehabt“, sagt Röder. Und vor allem hätten sie über ihre Krankheit gesprochen: „Da kneift es, da tut was weh, wie gehst du damit um?“, erinnert sie sich. Bis heute trifft sie Frauen aus der Gruppe. Einige seien mittlerweile verstorben. „Aber ein ganz kleiner, harter Kern, den gibt es bis heute“, sagt Röder. Sie würde sich wünschen, dass Mamma-Gymnastik in allen Kliniken eingeführt wird.

Der Umgang mit Brustkrebs war im Jahr 1988 ein anderer. Das musste Röder im Laufe ihrer Erkrankung schmerzhaft feststellen. Als sie die Diagnose erhielt, arbeitete sie im Einkauf bei einer Firma



**Gemeinsame Sache**  
BERLINER  
FREIWILLIGENTAGE

#### Mitmachen bei den Freiwilligentagen

Die „**Gemeinsame Sache – Berliner Freiwilligentage**“ (20. bis 30. September) wird organisiert vom Paritätischen Wohlfahrtsverband Berlin und dem Tagesspiegel. Auf der **Webseite** [gemeinsamesache.berlin/aktionen](https://www.gemeinsamesache.berlin/aktionen) sind bereits **zahlreiche Aktivitäten** gelistet (filterbar u. a. nach Bezirken). Es können auch eigene Aktionen angemeldet werden.

Wenn Sie dabei sein möchten: Am **24. September** werden von 14 bis 17 Uhr **Herzkissen gebastelt**. Dazu werden Kissenbezüge befüllt und zugenäht. Außerdem gibt es einen **Vortrag zum Thema Frauengesundheit**. Aktionsort: Kurfürstentstr. 131.

für Heizung und Klima. Eine ihrer damaligen Kolleginnen kommentierte, dass man an Brustkrebs selber schuld sei. Später soll genau diese Kollegin ebenfalls an Brustkrebs erkrankt sein.

„Stell dich nicht so an!“, sagte zu ihr die Freundin, mit der sie kurz vor der Diagnose verweist war, als Röder ihre Bedrückung wegen der Biopsie teilte. „Nicht wirklich rücksichtsvoll. Aber so war sie“, kommentiert Röder das heute.

Einige Menschen zogen sich nach Röders Diagnose von ihr zurück. Vielleicht war es die Scham vor der Erkrankung in einem sekundären Geschlechtsmerkmal. „Über Brustkrebs spricht man nicht, lautete damals die Devise“, erinnert sich Röder. Unwissen und Unbeholfenheit im Umgang mit lebensbedrohlichen Erkrankungen, dürften ebenfalls eine Rolle gespielt haben.

Doch sie erhielt auch Zuspruch von Menschen, von denen sie es nicht erwartet hätte. „Sie haben sich ein wenig um mich gekümmert und vor allem Anteil genommen“, sagt sie. Anteil nehmen bedeutet für sie, auf den Zustand, in dem sich eine kranke Person befindet, Rücksicht zu nehmen. „Ein bisschen zu unterstützen und die Person anzunehmen, wie sie ist“, sagt Röder. Es gehe darum, da zu sein, Gesellschaft zu leisten, ohne permanent über die Krankheit zu reden. „Was mich wirklich genervt hat, waren diese sinnlos dahergeredeten Floskeln wie ‚Kopf hoch‘ und ‚Das wird schon‘“, sagt Röder. Und sie lege Wert auf die Unterscheidung von Mitgefühl und Mitleid. „Denn wenn diejenigen, die einem helfen wollen, mitleiden, leiden sie ja selbst. Das ist keine gute Grundlage“, sagt sie.

#### Tröstende Botschaften in Herzform

Mittlerweile weiß Röder, dass sie nicht an Brustkrebs sterben wird. Doch die Krankheit habe sie verändert. Sie sei sensibler geworden für einen guten Umgang miteinander.

Das „Mitmenschliche“, läge ihr noch mehr am Herzen.

Heute setzt sie sich für Betroffene ein. Sie engagiert sich ehrenamtlich unter anderem als Frauensprecherin für den Kreisverband Zehlendorf beim Landesverband des Sozialverbands Deutschland (SoVD). Letzten Sommer half sie beim Nähen von Herz-Kissen, die an Brustkrebsbetroffene verschenkt werden. Auch bei der diesjährigen Nähaktion am 24. September wird Röder dabei sein. „Nach einer Brustkrebsoperation drückt es manchmal. Wenn man dann so ein Kissen hat, das so ein bisschen stützt, ist das sehr angenehm.“

Bei der ersten Nähaktion lernte sie Heike Ross-Ritterbusch kennen. Sie ist ebenfalls als Frauensprecherin beim SoVD für den Stadtverband Berlin-Ost aktiv. Über die ehrenamtliche Rolle hinaus arbeitet sie beim SoVD als Ehrenamtsmanagerin und organisiert unter anderem die Herzkissen-Session mit.

Die Kissen sollen betroffenen Frauen das Gefühl vermitteln, dass sie nicht allein sind. „Wenn es ihnen nicht gut geht, können sie das Kissen in den Arm nehmen, um sich besser zu fühlen“, sagt Ross-Ritterbusch. Darüber hinaus erfüllen die Kissen eine ganz praktische Funktion: Sie können unter den Arm geklemmt werden, um den Druck von der OP-Narbe zu nehmen.

Die Idee, herzförmige Kissen für Betroffene zu nähen, brachte die dänische Krankenschwester Nancy Fries aus den USA nach Europa. „Die Herzform des Kissens wurde bewusst gewählt. Wegen der symbolischen Botschaft, die dahintersteht. Denn es wird ja auch gesagt ‚von Herz zu Herz, von Frau zu Frau‘“, sagt Ross-Ritterbusch. „Es ist eine ganz praktische Sache, die gleichzeitig eine tröstende Botschaft mitschickt: Es kommt von Herzen.“ Ein Trost, über den sich die Brustkrebsüberlebende Brigitte Röder damals auch gefreut hätte.